

Meeresnoth und Herzensstürme.

Novelle von Fr. Berner.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Hartroß wendete sich von Eckenburg ab und schaute über die Regeling in's Wasser. Dann fuhr er fort: „Ich werde nun alle Mann an Deck rufen, auch die Passagiere. Die Dampfverbindung mit den Pumpen hat versagt, jetzt muß Jeder heran, der Arme hat."

Damit ging er nach vorn. Eine Minute später wimmelte das Deck von Menschen.

Kapitän Hartroß traf seine Anordnungen mit ruhiger Festigkeit. Nicht ein Schatten von Erregung lag jetzt auf seinen eisernen Zügen; seine Stimme war klar, sein Blick kühl und durchdringend, sein Schritt schnell und entschieden.

Die Passagiere der ersten Kajüte erschienen einer nach dem andern mit todtenbleichen Gesichtern auf dem Achterdeck. Sie hatten das Gerücht von der bevorstehenden Katastrophe vernommen, aber noch wußten sie nicht, wie weit dasselbe der Wahrheit entsprach.

Frau Sieveking eilte auf den Baron zu.

„Ich bin auf Alles gefaßt," flüsterte sie. „Verhehlen Sie mir nichts. Ist die Gefahr wirklich so groß?"

„Der Kapitän sagt, daß das Schiff verloren sei."

„O meine Kinder!" stöhnte sie leise. „Das also war mein Traum. Ich werde meine Lieblinge nie wiedersehen!"

„So lange wir noch leben, dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben," entgegnete Eckenburg mit einer Betonung, die zuversichtlich klingen sollte.

„Nein, nein, ich fühl's, es ist keine Hoffnung mehr! O meine armen Kinder!"

Sie trat auf die Seite und blickte mit krampfhaft gefalteten Händen auf das im Sonnenlicht erglänzende Meer hinaus.

„Die Pumpen schaffen's nicht mehr," sagte der Konsul, der sogleich die ganze Größe der Gefahr erkannt hatte. „Das Schiff ist bereits mehrere Fuß tiefer."

Seine Lippen zuckten, aber nicht aus Furcht. Er schaute auf seine Frau und auf seine Kinder. Eines der Letzteren saß auf dem Arm der Mutter, das andere hing an ihrem Kleide. Die arme Frau sah den Baron mit einem Blicke an, der diesem in's Herz schnitt.

„Die Kinder fürchteten sich vor dem ungewöhnlichen Lärm, und deshalb brachte ich sie mit herauf," sagte sie, mit bleichen Lippen lächelnd.

„Geh' mit den Kleinen wieder hinunter, Elisabeth," sagte der Konsul, „und gib ihnen etwas zu essen."

Sie gehorchte und entfernte sich ruhig.

Der junge Stillfried erschien mit schreckensstarren Augen.

„Ist's denn wahr?" rief er athemlos. „Müssen wir untergehen? Meine Frau auch? Gibt's denn keine Rettung mehr?"

Damit rannte er nach vorn.

Eine Hand legte sich auf Eckenburg's Arm, er blickte sich um und sah in das liebliche, bleiche Antlitz Derjenigen, bei der alle seine Gedanken weilten, die seinem Schutze befohlen war.

„Herr Baron," sagte sie leise und voll Angst, „sagen Sie mir, was an Bord vorgeht. Mein Mann ist seit mehr als dreißig Stunden auf Deck, und als ich ihn vorhin fragte, gab er mir keine Antwort. Was ist's, warum sind die Leute so verstört?"

Ehe er noch eine Erwiederung gefunden hatte, las sie die ganze Wahrheit bereits in seinen Zügen.

Sie stieß einen Weheruf aus.

„Wir sind verloren! O, ich hatte wohl Grund, mich vor der See zu fürchten! Und doch — das Schiff geht vorwärts, und das Wasser ist so ruhig — da muß noch Rettung möglich sein!"

„Gnädige Frau," sagte Eckenburg, „bitte, hören Sie mich an. Das Schiff ist in Gefahr, in großer Gefahr; Ihr Mann, der Kapitän, hat mir dies anvertraut, ja, er hat Sie selber in meine Obhut gegeben. Ich bitte Sie nun, seien Sie muthig und gefaßt; ich bin gewiß, daß es mir vergönnt sein wird, Sie zu retten."

„Ach ja, retten Sie mich vor der tückischen, grausamen See!" flehte sie zitternd, ihr thränenüberströmtes Antlitz zu dem seinen emporrichtend und seine Hände erfassend. „Wenn das Schiff in so großer Gefahr ist, dann denkt mein Mann nicht mehr



Ruscha Butze. (S. 27)

an mich, dann denkt er nur an sein Fahrzeug und an seine Pflicht!“

„Er hat aber bereits an Sie gedacht,“ sagte Eckenburg. „Ich habe Ihrem Mann versprochen, Ihnen beizustehen, und ich werde diesem Versprechen bis zu meinem letzten Athemzuge treu bleiben.“

„Vielleicht werde ich nicht so muthig sein, als Sie es verlangen,“ versetzte sie ruhiger. „Es wäre leichter gewesen, im Sturme unterzugehen, als in diesem heiteren Sonnenschein. Wollen Sie mir sagen, wodurch der Dampfer in eine solche Lage gekommen ist?“

Er erzählte ihr Alles, was der Kapitän ihm mitgetheilt hatte.

„O mein Gott!“ murmelte sie mit bleichen Lippen. „Aber wann — wann wird der Augenblick kommen?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen. Es bleibt uns noch immer Zeit zur Hoffnung. Noch sind wir nicht schiffbrüchig; vielleicht finden sich noch Mittel und Wege zur Rettung.“

„Vielleicht,“ wiederholte sie. „Und warum nicht? Ich sehe so viel tüchtige und erfahrene Männer an Bord — sollten die nicht doch noch einen Ausweg finden? . . . Ist das Ertrinken ein schwerer Tod, Herr Baron?“

„Man behauptet das Gegentheil. Nach dem ersten, kurzen Ringen soll man in einen traumartigen Zustand verfallen, der Einem die ganze Vergangenheit vorführt und durchaus nicht unangenehm sein soll.“

„Sie versprechen mir also in meiner Nähe zu sein, wenn wir versinken?“

In diesem Augenblicke kam eines der Kinder des Konsuls herbeigelaufen und ergriff Anna's Hand.

„Kommen Sie doch, bitte, zu Mama,“ bat das Kind. „Mama weint so sehr, und ich weiß gar nicht, wie ich sie beruhigen soll!“

„Ja, gehen Sie,“ drängte Eckenburg sanft. „Seien Sie muthig. Ich will jetzt vorn beim Pumpen helfen. Nachher komme ich wieder zu Ihnen.“

Anna ging mit dem Kinde hinunter.

Der zweite Steuermann kam vorüber.

„Nun?“ fragte der Baron. „Wie sind die Aussichten?“

„Wir haben gar keine Aussicht,“ sagte der Seemann. „Das Pumpen nützt nichts mehr. Wir haben vorn acht Fuß Wasser im Raum. Der Kapitän sprach schon davon, daß er mit den Passagieren reden müßte.“

„Und welcher Ansicht sind Sie, Steuermann?“

„Ich sage nur: Gott sei uns gnädig! Weiter ist überhaupt nichts mehr zu sagen.“

— — — — — — — — —

Stunde auf Stunde verrann, aber es zeigte sich weder ein helfendes Schiff noch sonst eine Aussicht auf Rettung. Die Mannschaft arbeitete mit übermenschlicher Anstrengung im Raume, um mit den Ballen und anderen Bestandtheilen der Ladung das Leck zu verschließen, allein Alles war umsonst; die an den Pumpen stehenden Passagiere erschöpften ihre Kräfte, bis sie fast umsanken, aber das Wasser stieg stetig Zoll um Zoll, und Fuß um Fuß im Raume. Es drang in den Maschinenraum, es verlöschte die Feuer, und das Schiff stellte seine Fahrt ein.

Die Passagiere der ersten Kajüte hatten sich im Salon eingefunden und erwarteten den Kapitän, der sie hier mit der Lage des Schiffes und den zu ergreifenden äußersten Maßregeln bekannt machen wollte. Er erschien, ruhig und gemessen wie immer, und mit klarer, fester Stimme eröffnete er der bleichen Schaar, daß der „Seeadler“ von dem Cyklon aus seinem Kurse verschlagen worden sei und auf einem in der Karte nicht verzeichneten Riff ein Leck erhalten habe. Von Seiten der Schiffsleitung und der Mannschaft sei Alles geschehen, was nur irgend möglich gewesen, aber umsonst. Das Schiff könnte sich nur noch wenige Stunden über Wasser halten, dann müsse es wegsinken. Er habe, als er die Vergeblichkeit der Rettungsanstalten erkannt, das Schiff gewendet, um dasselbe, wenn möglich, auf einer Insel des Tschagos-Archipels auf den Strand zu bringen; auch dieses sei vereitelt worden, da die Maschine zu arbeiten aufgehört habe. Der Sturm habe nur ein einziges Boot übrig gelassen, dagegen aber sei die Mannschaft gegenwärtig beschäftigt, einige Flöße herzurichten. Die Aussichten auf Rettung aber seien gering, da wieder Sturm in Aussicht stehe.

„Unser Leben steht in des Höchsten Hand,“ so schloß er seine Eröffnung. „Der Tod ist uns Allen einmal gewiß, mag er nun früher oder später kommen. Das Schiff ist verloren und es bleibt uns nichts mehr, als unserem Schicksal mit Fassung entgegen zu gehen.“

Damit ging er wieder auf Deck.

Jetzt entstand eine Scene, die nicht mit Worten beschrieben werden kann. Männer rissen ihre Frauen und Kinder an sich, verzweiflungsvoll, stumm und mit wild herumirrenden Blicken; Mütter drückten unter lautem Wehegeschrei ihre Kleinen an die Brust; Einige starrten dumpf und abwesend vor sich hin, Andere erhoben wie wüthend die geballten Hände empor, noch Andere eilten in rasender Eile auf Deck, um sich noch rechtzeitig einer Rettungsboje zu bemächtigen.

Helene Stillfried umklammerte ihren Gatten. „Ich glaub's nicht,“ rief sie, „ich kann's nicht glauben! Es ist nicht wahr, was der Kapitän uns gesagt hat! Es kann ja doch nicht wahr sein!“

Frau Schlicht, die Konsulin, lehnte still ihren Kopf an des Gatten Brust.

Anna Hartroß näherte sich unhörbar dem Baron, der am Fuße der Treppe stand. „Sie werden Ihr Versprechen nicht vergessen und mich in Ihrer Nähe sterben lassen,“ flüsterte sie.

Statt der Antwort drückte der junge Mann ihr schweigend die Hand. Dann eilte er auf Deck.

Frau Sieveking nahm die Zurückbleibende in ihre Arme.

— — — — — — — — — — —

Die Pumpen wurden noch immer im Gange erhalten, obgleich die Leute, die dabei beschäftigt waren, die Nutzlosigkeit ihrer Arbeit sehr wohl erkannten.

Ein seltsames, unheimliches Schweigen herrschte auf dem von Menschen wimmelnden Deck. Man hörte nichts als den müden Schlag der Pumpen und das Plätschern des durch die Speigaten in die See rinnenden Wassers. Die See lag glatt, kein Lufthauch regte sich, am Horizonte aber zog dunkles, schweres Gewölk herauf.

Jetzt vernahm man des Schiffers eherne Stimme. Er befahl dem Zimmermann, das Wasser im Schiff zu messen. Es stellte sich heraus, daß die Fluth im Raume jetzt stündlich um zwei Fuß stieg.

Das Pumpen wurde eingestellt.

„Alle Mann achteraus!“ rief der Kapitän von der Steuerbordseite des Achterdecks.

Die Matrosen kamen nach hinten und versammelten sich vor dem Deckhause.

Einige von ihnen waren bärtige Gesellen in reiferen Jahren, Andere waren noch ganz jung: ihre Bekleidung war verschieden; hier sah man ein rothes Hemd, da ein weißes, dort wieder ein blaues; die Meisten trugen die Aermel aufgestreift und auf ihren Armen gewahrte man allerlei blaue, tättowirte Zeichen, Bilder und Sprüche; Einige trugen Seestiefel, Andere wiederum gingen barfuß. Das Sonnenlicht schien hell auf ihre Gesichter, die bleich und hohl und angegriffen aussahen infolge der Schlaflosigkeit und der langen, angestrengten Arbeit.

„Leute,“ sagte der Kapitän, „ich hatte gehofft, den Dampfer, leck wie er ist, auf eines der Tschagos-Eilande rennen zu können, aber das ist nun nicht mehr möglich. Die Maschine hat versagt, und die Segel sind in dieser Windstille nichts nütze. Ehe aber das Wetter dort heraufkommt, ist das Fahrzeug weggesackt. Es ist ein Wunder, daß wir den eisernen Kasten noch so lange über Wasser zu halten vermocht haben. Jetzt aber geht's zu Ende, in einer Stunde wird der ‚Seeadler‘ zu existiren aufgehört haben. Wir haben siebenundneunzig Passagiere an Bord, an deren Rettung zuerst zu denken ist. In dem Boot, das uns geblieben ist, finden dreizehn Personen Platz, zwei Mann von euch und elf Frauen. Die Flöße werden dreißig Personen fassen — auch hier muß zuerst an die Frauen und Kinder gedacht werden. Ihr seit deutsche Seeleute und kennt eure Pflicht. Erst wenn die Frauen untergebracht sind, kommen die Männer an die Reihe. Wer sich widerrechtlich vordrängt oder sonst gegen die Disziplin handelt, wird von mir oder von meinen Offizieren niedergeschossen. Einige von uns werden mit dem Schiffe zu Grunde gehen müssen — einen Tod können wir nur sterben, Leute — laßt uns als wackere Männer und als rechte und treue Seeleute von hinnen gehen!“

Etwa die Hälfte der Matrosen brachte dem Kapitän ein kräftiges, todesmuthiges Hurrah, und dann ging es an das Aussetzen des Bootes und der Flöße.

Alles ging ruhig und in bester Ordnung vor sich, nur einer der Zwischendeckspassagiere, ein junger, kräftiger Mensch, bahnte sich gewaltsam einen Weg durch den Haufen der an der Regeling stehenden jammernden Weiber, um sich einen Platz auf einem der Flöße zu sichern.

Der erste Offizier erhob seinen Revolver und gebot ihm, zurückzubleiben; der vor Furcht halb wahnsinnige Mensch aber hörte nicht, sondern schwang sich auf die Regeling. Noch einmal rief der Offizier ihm zu, herabzukommen, dann krachte ein Schuß, und der Widerspenstige stürzte, in den Kopf getroffen, rücklings in's Wasser.

Die Erste, die in das Boot hinabgelassen wurde, war Frau Wanner. Ihr Gatte kramte in seiner Kabine herum, um seine Habseligkeiten zu retten; die Todesgefahr hatte ihm fast den Verstand geraubt. Ihr folgte Frau Sieveking; dann kam Frau Stillfried. Der Blick, den dieselbe auf ihren zurückbleibenden Gatten richtete, war herzbrechend.

Dann kam der Ruf: „Platz für unsere Kapitänsfrau!“

Die Matrosen schoben den an der Regeling stehenden Baron Eckenburg auf die Seite, Anna aber drängte sich an denselben heran.

„Vergessen Sie Ihr Versprechen nicht!“ bat sie todtenbleich und zitternd.

„Ich vergesse es nicht,“ antwortete der junge Mann.

Dann wendete sie sich zu dem Kapitän, der herzugetreten war.

„Leb' wohl, Erik,“ sagte sie. „Leb' wohl!“

Der Kapitän aber hatte nur Augen für das Rettungswerk. Sie kehrte ihm ihr Antlitz zu, wie zu einem letzten Kuß. Er aber achtete nicht darauf. Aufschluchzend trat sie zurück.

„Laßt eine Andere an meiner Stelle in's Boot gehen,“ sagte sie. „Mir liegt nichts daran, gerettet zu werden.“

Da sprang Eckenburg herzu. Er ergriff sie, hob sie über die Regeling und ließ sie in die emporgestreckten Hände der im Boot harrenden Matrosen hinabgleiten, die sie zu Frau Sieveking's Füßen niedersetzten. Andere Damen folgten. Ein Platz war noch frei. Der Baron drang in Frau Schlicht, ihn einzunehmen: diese aber schüttelte traurig lächelnd den Kopf.

„Ich bleibe, wo mein Mann bleibt,“ sagte

sie. „Ich nehme meine Kinder in die Arme, und mein Mann umfängt uns Alle, so daß der Tod uns vereint findet."

Das Boot war voll und stieß ab.

„Haben sie Aussicht, davonzukommen?" fragte Eckenburg den zweiten Steuermann, der in seiner Nähe stand.

„Ich fürchte, nein," antwortete dieser. „Das Eiland dort wäre ja wohl zu erreichen, aber ich glaube nicht, daß sie werden landen können, wegen der Brandung und der Riffe."

Nach und nach schoben auch die Flöße ab, die alle mit Menschen überfüllt waren. Es war ein trauriger, trostloser Anblick, alle diese Schiffbrüchigen der fernen Insel zustreben zu sehen, während zugleich das Unwetter immer drohender heraufzog. Das Auge des Kapitäns blickte den langsam in die See Hinaustreibenden düster nach.

Gegen dreißig Menschen blieben auf dem sinkenden Schiffe zurück. Die Pumpen gingen unaufhörlich, bis zum letzten Augenblick. Konnte doch in der letzten Minute noch ein rettendes Schiff in Sicht kommen. Eckenburg arbeitete, bis er ohnmächtig zusammenbrach. Dann kam die Katastrophe, plötzlich, blitzschnell. Die das Leck theilweise verschließenden Ballen mußten nachgegeben haben, ein tosendes Gurgeln wurde im Raume gehört, und noch ehe man Zeit gewann, die Gedanken darauf zu richten, war das gewaltige Schiff wie ein zerbrochener eiserner Topf in die Tiefe gesunken.

Als Wolfram v. Eckenburg wieder zu sich kam, trieb er auf einem kleinen Floß auf dem weiten Ocean, der sich bereits in unruhigen Wogen erhoben hatte. Er fühlte sich von einem starken Arm umschlungen und gewahrte aufblickend neben sich den zweiten Steuermann.

„Ich fürchtete schon, daß Sie die Augen nicht mehr aufthun würden," sagte der wackere Seemann. „Hier, nehmen Sie einen Schluck. Es war noch ein Glück, daß ich an die Flasche dachte, ehe der Kasten wegsackte."

„Wie komme ich auf das Floß hier?" fragte der Baron, sich aufrichtend.

„Das will ich Ihnen sagen," antwortete sein Gefährte. „Ich hatte mir das Ding gestern schon zurecht gezimmert und hinten am Heck aufgehängt, wo es Niemand sah. So kam es mir heute gerade zu paß. Als ich aus dem Wirbel auftauchte, sah ich den Kapitän neben mir treiben; er hatte eine kurze Spiere gefaßt, die ihn aber nicht tragen konnte. Ich rief ihm zu, zu mir auf das Floß zu kommen. Er hätte es auch wohl gethan, da aber tauchten Sie bei uns auf. ‚Nehmt den Baron zu Euch, Steuermann,' sagte er, ‚ich bleibe, wo der ‚Seeadler' geblieben ist.' So faßte ich nach Ihnen und zog Sie auf's Floß. Der Kapitän aber ging unter und kam nicht wieder empor. Er war ein braver Mann. — Aber halten Sie sich fest, Herr Baron, daß Sie nicht herabgewaschen werden."

Es wurde finster, der Wind machte sich immer stärker auf, und ein schwerer Regen goß herab.

„Haben Sie das Boot gesehen?" fragte Eckenburg nach einer Weile. Er mußte sich um Leib und Leben an die Bretter des Floßes klammern, und die über ihn herstürzenden Wogen ließen ihm kaum Zeit zum Athmen.

„Vor einer halben Stunde war es drüben in Lee noch zu sehen," sagte der Steuermann. „Es hielt gerade auf das Eiland zu. Auch uns treibt die Strömung nach der Richtung. Gott geb's, daß sie uns nicht vorbei führt."

„Was würde dann aus uns?"

„Das ist leicht zu sagen; entweder erreichten wir eine der anderen Inseln, oder ein Schiff nähme uns auf, oder aber wir verhungerten, oder —"

„Ich habe dem Kapitän versprechen müssen, seiner Frau beizustehen. Das Versprechen habe ich gehalten, indem ich sie in's Boot hinabließ. Der Frau aber gab ich die Zusage, in ihrer Nähe zu sein, wenn's an's Sterben ginge. Ich fürchte jedoch, daß ich dabei etwas voreilig gewesen bin."

Der Sturm nahm zu, und die Lage der Schiffbrüchigen wurde immer gefährlicher. Ein Zerreißen des Floßes war nicht zu fürchten, dazu hatte es der erfahrene Seemann zu fest zusammengefügt, die Wogen warfen dasselbe aber so wild umher, daß der Steuermann erst den Baron und dann sich selber fest an die Planken binden mußte, damit die Fluthen sie nicht herabspülen konnten. Dabei aber blieben sie fortwährend der Gefahr ausgesetzt, in den über sie hereinbrechenden Wassermassen zu ertrinken.

Unter solcher Noth verging die Nacht; gegen Morgen legte sich der Sturm, und als die Sonne aufgegangen war, wurde die Hitze ebenso unerträglich, als vorher die tobenden Wogen gewesen. Von dem Boot war nichts zu sehen. In der Ferne aber lag das grüne Eiland, und die Strömung trieb das Floß gerade auf dasselbe zu.

Den ganzen Tag trieben sie in der dörrenden, tropischen Gluth weiter; als die Sonne sank, befanden sie sich ganz in der Nähe des grünen, üppig bewachsenen Strandes, so daß es dem Steuermann ein Leichtes war, das Floß vermittelst eines Brettstückes an's Land zu bringen. Sie waren gerettet.

„Wir wollen hoffen, daß wir's nicht mit Wilden zu thun bekommen," sagte Welsch, der Steuermann, als sie langsam und vorsichtig um sich schauend über den mit reichem Pflanzenwuchs bedeckten Korallenboden landeinwärts gingen. „Ich glaube aber, daß die ganze Gruppe der Tschagos-Inseln unbewohnt ist. — Zu verhungern brauchen wir übrigens vorläufig noch nicht," fuhr er fort, auf eine Gruppe von Bananenbäumen deutend, die voll von halbreifen und reifen Fruchtbündeln hingen, „und dort drüben gibt's auch Kokospalmen in Menge, wie ich sehe. Dabei können wir's aushalten, bis ein Schiff kommt und uns erlöst — wenn überhaupt Schiffe in diese Gegend kommen."

Wolfram ging in Gedanken versunken. Er dachte an seine Heimath, an den alten Herrensitz im Thüringer Wald; er dachte an den Gesandten in Peking, der ihn nun vergeblich erwarten würde, und er dachte an Anna Hartroß, an die Wittwe des braven Schiffers, der sein Schiff nicht hatte überleben wollen. Ja, Anna war Wittwe . . . Sein Herz klopfte hoch und höher. Aber lebte sie denn? Konnte das überfüllte Boot den Sturm der Nacht überstanden haben?

Ein Ruf seines Gefährten gab ihm die Antwort hierauf.

„Dort drüben in den Büschen sind Leute!" sagte Welsch, den Baron am Arm ergreifend. „Frauen!"

„Dann ist das Boot hier gelandet, und sie ist — die Frauen sind gerettet!"

„Ho ahoi! Holioho!" schrie Welsch gegen das Dickicht hinüber.

„Halloh! Hurrah!" kam die Antwort zurück, und zwei Männer sprangen aus dem grünen Buschwerk heraus in das rothe Abendlicht.

Es waren die beiden Matrosen aus dem Boote.

Hinter denselben erschienen einige Frauengestalten, und trotz der Entfernung erkannte Eckenburg das lichte, rosenfarbene Kleid, das Anna am Morgen des Schiffbruches getragen.

Nach wenigen Minuten begrüßte man einander; die Frauen umdrängten die Ankömmlinge mit freudigen Rufen, mit Weinen und Schluchzen. Wolfram aber hatte nur Augen für Eine. Er hielt Anna's Hände in den seinen, lange, ohne Worte. Sie war gerettet, sie lebte, sie war frei, und er liebte sie!

„Ich bin bei Ihnen, aber nicht im Tode," sagte er.

Ihre Hände bebten in den seinen. Sie warf einen scheuen Blick hinaus auf die See; dann erschauerte sie heftig und brach in krampfhaftes Weinen aus.

Er schaute sich um. (Fortsetzung folgt.)

Nuscha Butze.

(Mit Porträt auf Seite 25.)

Die anmuthige Künstlerin, deren Bildniß unsere Leser auf S. 25 finden, gehört zu den ersten deutschen Schauspielerinnen der Gegenwart, besonders im feineren Lustspiel und Konversationsstück. Nuscha Butze ist ein Berliner Kind und am 22. Februar 1860 geboren. Mit 14 Jahren bereits betrat sie auf dem Augsburger Theater die „weltbedeutenden Bretter", um dann ihre weiteren Lehr- und Wanderjahre an österreichischen Provinzialbühnen durchzumachen. Nachdem sie ein Jahr als erste Liebhaberin am Theater an der Wien engagirt gewesen war, kam Fräulein Nuscha Butze 1880 nach Leipzig und von dort 1883 nach Wiesbaden. Hier wurde sie alsbald der ausgesprochene Liebling des Publikums und war auch in der Gesellschaft sehr beliebt, so daß ihr Weggang allgemein bedauert wurde, als Ludwig Barnay sie 1888 für sein „Berliner Theater" gewann. Von dort schied sie neuerdings, um eine Zeitlang ohne festes Engagement zu gastiren; sie ist inzwischen aber wieder an das Lessing-Theater verpflichtet worden, womit eines der liebenswürdigsten Talente der deutschen Bühne für Berlin erhalten bleibt.

Der Tod des römischen Königs Servius Tullius.

(Mit Bild auf Seite 28.)

Der sechste König des alten Roms war Servius Tullius, der von 578 bis 534 v. Chr. regierte. Er vermählte seine beiden Töchter mit Lucius und Aruns, den Söhnen seines verstorbenen Vorgängers und Schwiegervaters Tarquinius Priscus. Von diesen vereinigte sich Lucius mit seiner wildleidenschaftlichen Schwägerin Tullia, der jüngeren Schwester und Gemahlin des Aruns, zur Ausführung eines verbrecherischen Planes. Lucius schaffte sein Weib, Tullia ihren Gatten durch Gift aus dem Wege, worauf Beide sich vermählten. Alsdann erschien Lucius, nachdem er sich unter den Patriziern eine Partei geschaffen hatte, mit den königlichen Insignien angethan, im Senate, um den König abzusetzen. Der König eilte in die Kurie und stellte den Empörer zur Rede, dieser aber ergriff den schwachen Greis und schleuderte ihn die steinernen Stufen hinab, so daß er blutend und gelähmt liegen blieb (siehe unser Bild auf S. 28). Seine Getreuen wollten ihn heimtragen, wurden aber unterwegs von den Dienern des Lucius eingeholt, die den König ermordeten und die Leiche im Blute liegen ließen. Tullia fuhr sofort zur Kurie, um ihren Gatten als König zu begrüßen; auf dem Rückwege stieß das entmenschte Weib in einer engen Gasse, die seitdem „die verruchte" hieß, auf den dort liegenden Todten und befahl dem Wagenlenker, über ihn wegzufahren, so daß sie mit dem Blute ihres Vaters bespritzt zu Hause ankam.

Winter im Parke.

(Mit Bild auf Seite 29.)

Mit großer Treue gibt das Gemälde von J. Schmitzberger, nach dem unser Holzschnitt auf S. 29 gefertigt ist, den Eindruck wieder, den eine abendliche Winterscenerie auf uns hervorbringt, wenn der Mond durch die Wolken bricht und durch das Geäste der kahlen Bäume scheint. In dem Parke herrscht tiefe Stille, mit einem Male aber knistert es von leise sich nähernden Tritten, und langsam kommt ein Rudel Hochwild unter den Bäumen daher. Die Thiere schnobern überall herum, obwohl sie durch das Forstpersonal regelmäßig an bestimmten Plätzen mit Futter versehen werden, so lange der hohe Schnee liegt. Sie haben augenscheinlich bereits wieder Hunger und sehnen sicherlich die Zeit herbei, da die neuerwachte Natur selbst ihnen wieder überall den Tisch decken wird.

Wer's Glück hat.

Erzählung von J. O. Hansen.

An einem schönen Augusttage des Jahres 1720 waren zwei Herren zum Besuch bei dem reichen Tuchfabrikanten Robert Vernon auf dessen Landgut Woodgrove in der englischen Grafschaft Sussex.

Der Eine war Mr. Henderson aus London, ein Fondsmakler, mit welchem Vernon viel geschäftlich zu thun hatte, denn er spielte an der Börse. Es war ja gerade zur Zeit des famosen Südsee-Aktienschwindels. Ein gewaltiger Krach stand nahe bevor, doch ahnte dies noch Niemand, am wenigsten unsere beiden Spekulanten.

Der andere jüngere, viel angenehmer aussehende, heitere und stattliche Besucher hieß Owen Meredith und war Eigenthümer eines kleinen Nachbargutes, welches Vernon zu kaufen wünschte, um seinen Landsitz noch zu vergrößern. Owen war verliebt in des reichen Nachbars reizende sechzehnjährige Tochter Pamela, die erst wenige Wochen zuvor aus einer Pension nach Woodgrove gekommen war. Er hatte mehrmals sie zu sehen Gelegenheit gehabt, einmal, wie sie auf ihrem niedlichen Pony auf seinem Kleefeld umhergalopirte, auf welches sie aus Versehen gerathen war.

Vernon aber hatte seine Tochter dem Geschäftsfreunde Henderson bestimmt. Das wußte Owen, und der Gedanke daran war ihm sehr peinlich.

Zuerst sprachen die Herren, welche da im Besuchszimmer Mr. Vernon's beisammen saßen, von Geschäftssachen.

„Ich bin zu dem Entschlusse gelangt, mein Landgut nicht zu verkaufen," sagte Owen. „Mein Onkel ist nach langer Krankheit gestorben und hat mir eine beträchtliche Erbschaft hinterlassen. Dazu gehören auch Aktien der Südsee-Gesellschaft, die jetzt das Zehnfache des ursprünglichen Ankaufspreises werth sind. Morgen will ich nach London reiten und meine Aktien verkaufen."

„Ich wünsche Ihnen Glück zu der günstigen Wendung Ihrer Angelegenheiten," versetzte darauf der Tuchfabrikant. „Einen guten Rath möchte ich Ihnen aber geben: verkaufen Sie Ihre Aktien noch nicht! Es ist sicher, daß sie noch bedeutend über 1000 steigen werden."

„Die Sache ist über jeden Zweifel erhaben!" rief der Fondsmakler.

„Es ist aber auch außer allem Zweifel, daß das tolle Spekulationsgebäude über kurz oder lang jäh zusammenstürzen muß," meinte Owen. „Wir haben ja gesehen, wie es ganz vor Kurzem in Frankreich ein schreckliches Ende mit den Law'schen Schwindelpapieren genommen hat. Soviel ich davon verstehe, scheint mir die Südsee-Kompagnie nicht besser fundirt zu sein, als weiland die französische Mississippi-Gesellschaft. Was hat die Kompagnie Reelles unternommen? Einige Schiffe hat sie ausgerüstet zum Walfischfang nach Grönland, welches doch nicht in der Südsee liegt, und bei welcher Unternehmung sie ungeheuren Schaden gehabt hat, wie Jedermann weiß."

„Und trotzdem sind die Aktien im Kurs gestiegen und steigen noch immer von Tag zu Tag," sagte Mr. Henderson spöttisch. „Da Sie offenbar das Geschäft nicht richtig zu würdigen wissen, so möchte ich allerdings doch, im Gegensatz zu dem Rathe meines verehrten Freundes Vernon, Ihnen anrathen, Ihre Absicht auszuführen und die Aktien zu verkaufen. Wenn Sie wollen, so nehme ich sie Ihnen ab."

Owen fand diesen Vorschlag annehmbar.

„Meine Werthpapiere sind in London deponirt," sagte er. „Morgen reite ich mit Ihnen nach der Hauptstadt, und wir können dann das Geschäft mit einander abmachen."

Nach diesem kam das Gespräch auf andere Angelegenheiten, und Mr. Vernon erzählte Manches von den neuen Gartenanlagen, die er hatte ausführen lassen. Er beabsichtigte, seinem Gutsnachbar dieselben zu zeigen, und wollte eben mit ihm das Zimmer verlassen, als Mr. Henderson dagegen Einsprache erhob und seinem Geschäftsfreunde bemerkte, daß er mit ihm noch einige wichtige Börsenangelegenheiten zu besprechen habe. Also trug Mr. Vernon seiner Tochter auf, dem Gaste die neuen Anlagen zu zeigen, zu Owen's großer Freude.

Die Beiden spazierten durch die schönen Anlagen, beschauten alles Interessante und statteten auch dem Pony in seinem Stalle einen Besuch ab. Als sie darauf wieder im Garten promenirten, blieb Owen hinter einer hohen Taruswand plötzlich stehen.

„Mein Fräulein," sagte er, „Alles, was ich hier gesehen habe, gefällt mir ganz außerordentlich — mit Ausnahme des Mr. Henderson."

„Er gefällt mir auch nicht."

„Und doch wollen Sie ihn heirathen?"

„Ich will nicht, aber ich muß wohl. Werde ich denn gefragt?"



Tod des römischen Königs Servius Tullius. (S. 27)



Winter im Parke. Nach einem Gemälde von J. Schmitzberger. (S. 27)

„Ich gebe das nicht zu!"

„Sie werden erst recht nicht gefragt!"

„O, da haben Sie freilich Recht!" rief Owen, mit dem Fuße auf den Kies stampfend.

„Mein Vater," erklärte Pamela seufzend, „achtet Mr. Henderson sehr hoch, da er so klug ist und das Börsengeschäft so gut versteht. Viele Jahre lang hat mein Vater sich abmühen müssen, bevor er durch seine Fabrik ein wohlhabender Mann wurde. Da gerieth er mit Henderson in Verbindung, ließ sich mit ihm zusammen auf Aktienspekulationen ein und verdreifachte in kurzer Zeit sein Vermögen. Deshalb schätzt er Henderson so, deshalb hält er es für passend, daß ich ihn heirathe, obgleich mir das gar nicht recht ist."

„Ist die Verlobung schon erfolgt?"

„Nein, noch nicht, weil ich noch zu jung bin, eben erst sechzehn Jahre."

„Dann kann noch Alles gut werden. Morgen werde ich Henderson nach London begleiten und unterwegs ernsthaft mit ihm über die Angelegenheit reden."

„Ich bin Ihnen zwar sehr dankbar dafür," sagte die junge Dame, indem sie gedankenvoll zum blauen Himmel aufblickte, „daß Sie ein so reges Interesse für meine zukünftige Wohlfahrt zeigen — allein ich möchte Sie denn doch fragen, wie kommen Sie dazu, sich zu meinem Ritter aufzuwerfen? Sind Sie denn so felsenfest davon überzeugt, daß mir das überhaupt angenehm ist?"

„Ja, das hoffe ich!" rief Owen.

„Und welchen Zweck verfolgen Sie eigentlich, Mr. Meredith?"

„O Miß Pamela! Seitdem ich Sie als reizendste Amazone der Welt gesehen habe, liebe ich Sie mit einer Gluth, die mich noch ganz zu Asche brennen wird, wenn Sie mich ungnädig behandeln."

„Das ist ja schrecklich, Mr. Meredith. Ich will niemals wieder mit meinem Pony auf Ihr Kleefeld reiten, wenn dadurch solches Unheil angerichtet werden kann. Mir scheint, daß Sie sich die Sache zu wenig überlegen. Was mich anbetrifft, so bin ich nicht so rasch zu einem so wichtigen Entschluß zu bringen, denn ich muß erst reiflich darüber nachdenken, und dazu habe ich jetzt keine Zeit."

„Sehr schön!" sagte Owen vergnügt. „Denken Sie reiflich darüber nach, schönes Fräulein, und machen Sie sich keine Sorgen weiter um Henderson's Werbung. Es ist meine Aufgabe, derselben ein Ende zu machen, da ich jetzt Ihr ergebenster und getreuester Ritter bin!"

Er reichte Pamela den Arm und führte sie in's Haus, wo sie Mr. Vernon und Henderson antrafen, die eben mit ihrem Börsengespräch fertig geworden waren. Owen verabschiedete sich dann bald, nachdem abgemacht worden war, daß er am anderen Morgen nach Woodgrove kommen solle, um Mr. Henderson abzuholen zum gemeinschaftlichen Ritt nach London.

— — — — — — — — —

Am folgenden Tage waren Beide, wohlbewaffnet, der Straßenräuber wegen, bei guter Zeit unterwegs. Erst nach einer Weile knüpfte Owen ein Gespräch mit dem Reisegefährten an.

„Miß Vernon ist eine Schönheit ersten Ranges," sagte er.

„Ja, sie ist recht schön," versetzte der Fondsmakler.

„Sie scheint freilich auch ein wenig muthwillig zu sein, allein gerade dies finde ich reizend."

„Ich sehe darin nichts Reizendes, sondern nur eine tadelnswerthe Angewohnheit."

„Ihre Mutter ist, wie ich höre, schon vor vielen Jahren gestorben."

„Jawohl, und der Vater hat sie seitdem sehr verhätschelt und verzogen."

„Nach dem, was ich in Erfahrung gebracht, haben Sie Aussicht, die Hand des anmuthigen Mädchens zu erlangen, Sir?"

„So ist's," meinte Henderson. „Die Sache ist so gut wie abgemacht. Und beim Jupiter, wenn ich sie erst habe, so will ich ihr gar bald den Muthwillen und die Launen austreiben."

„Arme Miß Pamela! Wenn sie das wüßte! Vielleicht ahnt sie aber schon etwas. Wirklich, Sir, ich glaube, das junge heitere poetische Kind wird keine geeignete Parthie für Sie sein."

„Ich kümmere mich sehr wenig um die phantastischen Launen der jungen Dame, Mr. Meredith. Ich habe Mr. Vernon in die Südsee-Aktienspekulation hineingetrieben und seinen Kredit benutzt zu unserem gemeinschaftlichen großen Vortheil. Ja, ich sage Ihnen, Vernon wird mir seine Tochter geben, weil er weiß, daß sie dann einen Mann bekommt, der sich auf das Geldverdienen im großen Styl versteht."

„Aber wenn die junge Dame mit dem Heirathsplane nun doch nicht einverstanden wäre?"

„Darein wird sie sich schon fügen. Ich denke doch, daß es nicht Sitte ist in England, die jungen reichen Erbinnen lange zu fragen, wen sie heirathen wollen. Die Eltern oder Vormünder bestimmen das, wählen den Bräutigam unter den Bewerbern aus, und die betreffende Erbin findet sich in der Regel recht bald in ihr Schicksal."

„Wenn sie nicht schon vorher zu der Erkenntniß gelangt, daß es besser sei, rechtzeitig mit dem Geliebten, dem Erwählten ihres Herzens, auf und davon und nach Gretna-Green zu laufen, wie das sich schon recht häufig in England zugetragen hat."

„Nun, ich hoffe doch, daß Sie nicht eine derartige romantische Idee hegen, Mr. Meredith. Wirklich, es scheint mir fast, meine Zukünftige hat es Ihnen angethan — hahaha!"

„Ich hege allerdings eine Idee, Mr. Henderson, aber durchaus keine romantische, sondern eine rein merkantilische, wie Sie gleich erfahren werden. Was die Gefühle anbelangt, die ich für Miß Pamela empfinde, so sind dieselben so zarter Art, daß ich Sie ersuchen muß, darüber nicht zu spotten. Mich beseelt der Wunsch, die junge Dame vor einer solchen Heirath zu bewahren."

„Damit Sie selbst als Bewerber auftreten können?"

„Möglich!"

„Ich kann nur über Sie lachen, Sir."

„Deshalb komme ich jetzt mit Zahlen, mit großen Zahlen, Sie Anbeter des Mammons! Daß ich im Besitze bedeutender Mittel bin, wissen Sie. Ich biete Ihnen 5000 Pfund, wenn Sie von der Bewerbung zurücktreten und Ihre Besuche bei Mr. Vernon einstellen wollen."

„Zu wenig!" sagte der Fondsmakler trocken.

„Nun denn, so biete ich Ihnen 10,000 Pfund! Mehr kann ich nicht geben. Denn den Rest meines Kapitals muß ich behalten, um mein Gut schuldenfrei zu machen."

„Viel zu wenig!" versetzte Henderson mit verächtlichem Lachen. „Es ist kein Sinn in Ihrem Vorschlag, Sir."

„Sie wollen also nicht?"

„Nein!"

„Gut!" murmelte Owen. „Wir werden sehen, ob Sie nicht vor Abend anderen Sinnes werden, theuerster Mr. Henderson."

Damit hörte das Gespräch vorläufig auf. Die Beiden ließen Ihre Pferde scharf ausgreifen und legten so etwa zehn englische Meilen zurück. Es war sehr heiß geworden. Als die Landstraße durch ein schattenreiches Wäldchen führte, machte Owen den Vorschlag, ein wenig in der Kühle zu rasten. Mr. Henderson billigte den Vorschlag. Sie saßen ab und banden die Pferde an zwei Bäume, in deren Nähe ein lauschiges Ruheplätzchen sich befand. Der Fondsmakler wollte sich eben behaglich hinlegen, als Owen plötzlich den Degen zog und vor den Erstaunten hintrat.

„Sir," sagte er dabei sehr ruhig, „bevor Sie sich niederlegen, ist es erforderlich, daß wir unsere Verhandlung von vorhin auf gute Art zu Ende bringen. Hören Sie nun wohl, mein Herr! Ich werde es durchaus nicht leiden, daß die reizende Pamela so grenzenlos unglücklich werden soll, was sie unfehlbar werden würde, sofern die von Ihnen geplante Heirath zu Stande käme. Stehen Sie auf, ziehen Sie Ihren Degen. Wir werden kämpfen um Pamela!"

„Sind Sie toll geworden?" fragte Henderson mit kaltblütigem Hohn. „Was zum Teufel, Herr, fällt Ihnen ein? Es scheint, Sie haben zu viele Ritterromane gelesen. Stecken Sie Ihren Degen ein, denken Sie nicht mehr an Pamela, sondern an Ihre Londoner Geschäfte, und vor allen Dingen lassen Sie mich in Ruhe ein wenig schlafen!"

Damit streckte der Fondsmakler sich ganz behaglich aus auf dem Moose am Fuße einer mächtigen Eiche, und schloß mit so großer Seelenruhe die Augen, daß deutlich zu erkennen war, er befürchte keinen Mordanfall von Seiten seines Begleiters.

Owen steckte verdrießlich den Degen in die Scheide. „Es ist nichts mit ihm anzufangen," murmelte er. „Er ist so kaltsinnig wie ein Eisblock. Nun, wenn er sich nicht schlagen will, so müssen wir es auf andere Manier machen. Ich will, werde und muß in London ein Mittel finden, welches zum Ziele führt!"

Nachdem er diesen festen Entschluß gefaßt hatte, legte er sich neben Mr. Henderson auf das schwellende weiche Mooslager, schloß die Augen, schlummerte sanft ein und träumte von Pamela.

— — — — — — — — — — —

Der berüchtigte Südsee-Aktienschwindel, der zu jener Zeit ganz England in fieberhafter Erregung hielt, hatte im August 1720 den Höhepunkt erreicht und war seinem Ende nahe. Am Vorabend des verhängnißvollen Tages, an welchem der Krach eintreten sollte, kamen Mr. Henderson und Owen Meredith in London an.

Frühzeitig am folgenden Morgen holte Owen seine Aktien von dem Bankier, wo sie deponirt waren, und begab sich dann sofort nach Henderson's Wohnung, wo er ankam, als dieser eben im Begriff war, sich nach Exchange-alley zu begeben. In aller Eile machte der Fondsmakler das vereinbarte Geschäft mit ihm ab, nahm die Aktien in Empfang und gab für den Betrag eine Anweisung auf seinen Bankier. Owen suchte sogleich das Bankgeschäft auf und ließ sich die Anweisung auszahlen in Noten der Bank von England.

Darüber war es Mittag geworden. Er ging in den Gasthof zurück, speiste und trank, und beschloß alsdann, sich nach der Börse zu begeben, um zu seiner Unterhaltung das merkwürdige Treiben zu beobachten.

Als er dort ankam, erstaunte er nicht wenig über die ungeheuere Aufregung, welche überall herrschte. Er sah geisterbleiche Gesichter und feingekleidete Gentlemen, die laut jammerten und sich der höchsten Verzweiflung überließen. Owen erkundigte sich bei einem Zeitungsverkäufer nach der Ursache des seltsamen Aufruhrs und erhielt die Kunde von der ungeheuren Baisse, die plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel in das wilde Börsentreiben niedergefahren war. „Die Aktien sinken von Minute zu Minute," wurde ihm gesagt, „und immer noch werden neue angeboten zu billigerem Kurs. Es muß eine Teufelei dabei im Spiele sein. In sechs Stunden sind sie gefallen von 1000 auf 200."

Owen wünschte sich im Stillen Glück, daß

er noch eben zur rechten Zeit seine Aktien zum besten Kurs an den Mann gebracht hatte.

Er verließ die Börse und besuchte einige andere öffentliche Orte in London. Ueberall, wohin er kam, hörte er nur von der großen Baisse sprechen. Das Gerücht sprach von mehreren Selbstmorden. Andere Spekulanten sollten wahnsinnig geworden sein. Gegen vier Uhr suchte er sein Gasthaus auf und erfuhr von dem Wirth, daß Mr. Henderson dort gewesen sei und nach ihm gefragt habe. Um zu erfahren, was der Fondsmakler von ihm wolle, verfügte er sich nach dessen nahegelegener Wohnung. Hier brachte er in Erfahrung, daß Henderson ein Pferd habe satteln lassen und in höchster Eile, etwa um zwei Uhr, weggeritten sei. Owen rieb sich die Stirne. Diese Auskunft gab ihm zu denken.

„Es ist klar," dachte er, indem er rasch dem Gasthause wieder zuschritt, „der Schlaukopf reitet eilends nach Woodgrove hinaus und wird Mr. Vernon fürchterlich über's Ohr hauen, sofern dieser nicht rechtzeitig die Nachricht von der großen Börsenkatastrophe erhält. Er hat zwei Stunden Vorsprung: aber mein Pferd ist besser als seines, und ich bin auch ein besserer Reiter. Ich werde ihn einholen und es verhindern, daß er meinen zukünftigen Schwiegervater beschwindelt."

Und Owen begann zu laufen, bis er das Wirthshausschild vor sich sah. Er bezahlte die Zeche, ließ sein Pferd satteln und machte sich eiligst auf den Weg, um den Nebenbuhler zu verfolgen. Sobald er die Landstraße erreicht hatte, ließ er seinen erprobten Renner tüchtig ausgreifen. So sprengte er dahin, etwa fünf Stunden lang, bis er der Stelle im Wäldchen nahe war, wo er am Vormittage vorher den Fondsmakler zum Zweikampf herausgefordert hatte. Es war schon Nacht, doch nicht sehr dunkel, denn leuchtend stand der Vollmond am Himmel. Da vernahm er Hufschlag, und als er um eine Biegung des Weges kam, sah er dicht vor sich einen Reiter.

„Mr. Henderson!" schrie Owen.

Der Reiter wandte sich um und fast im nämlichen Augenblick war der Verfolger bei ihm.

„Nun, Sir?" fragte der Fondsmakler lauernd und mit bösem Blick, „tragen Sie Ihre 20,000 Pfund Sterling nach Hause, die Sie für die verwünschten Aktien eingeheimst haben?"

„Nein, ich habe das Geld bei meinem Bankier in London gelassen, denn es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß nach der großen Börsenkatastrophe manche verunglückte Spekulanten sich auf die Landstraße werfen werden, um als Straßenräuber das Geschäft fortzusetzen — he?"

„Wohl möglich! Erinnern Sie sich noch, Mr. Meredith, daß Sie gestern Morgen mir ein gewisses Anerbieten machten?"

„Sehr genau, Mr. Henderson."

„Nun wohl, ich bin jetzt geneigt, darauf einzugehen. Geben Sie mir 10,000 Pfund und nehmen Sie Pamela."

„Nein."

„Nun, so geben Sie die Hälfte der Summe. Das war Ihr erstes Gebot."

„Keinen Penny will ich jetzt noch geben."

„Ha, Sir!" rief der Fondsmakler, indem er plötzlich sein Pferd anhielt, „so werden Sie also jetzt mit mir kämpfen um Pamela! Ich nehme Ihre Herausforderung an."

„Sind Sie toll geworden?" fragte Owen spöttisch. „Stecken Sie Ihren Degen ein, Sir, oder ich ziehe meine Pistole heraus!"

Mr. Henderson steckte seinen Degen in die Scheide, legte aber, dem Beispiele des Rivalen folgend, die Hand gleichfalls auf den Kolben seiner Pistole.

„Reiten Sie nach Woodgrove, Sir?" fragte er mit heiserer Stimme.

„Natürlich! Ich will Pamela sehen und ihrem Vater Nachricht geben von dem schrecklichen Zusammensturz des Südsee-Aktienschwindels."

Kaum hatte er ausgesprochen, so krachte ein Schuß, und das Pferd brach unter ihm zusammen. Der Fondsmakler hatte unbemerkt seine Pistole abgedrückt und das schöne Thier erschossen. Er warf nun sein Pferd herum und rief im Davonsprengen dem jungen Gutsbesitzer hohnvoll zu: „Ich werde eine Stunde vor Ihnen in Woodgrove eintreffen und das genügt! Wenn Sie Genugthuung haben wollen, Mr. Meredith, so müssen Sie mich in Frankreich aufsuchen!"

Owen brauchte einige Zeit, bevor er sich unter dem Pferde herausarbeiten konnte. Einen Augenblick war der junge Mann ganz bestürzt. Da vernahm er ein dumpfes Rollen, und sein Gesicht heiterte sich auf. Wenige Minuten später sah er einen leeren Karren, von zwei raschen Pferden gezogen, ankommen. Owen erkannte in dem Führer desselben den Knecht eines ihm befreundeten Landmanns. Rasch verständigte er sich mit ihm. Der Knecht schirrte bereitwillig das eine Wagenpferd ab und half beim Satteln. Schnell war das geschehen, und Owen sprengte gleich darauf die Chaussee entlang, Woodgrove zu.

Nach anderthalb Stunden befand er sich am Thore zum Park und nach weiteren fünf Minuten vor dem Herrenhause. Es war Mitternacht. Einige Fenster leuchteten hell ihm entgegen; es waren die Fenster zum Arbeitszimmer Mr. Vernon's.

Owen sprang vom Pferde und stürmte in's Haus. Ungestüm trat er in's Zimmer, wo er den Hausherrn antraf, der im Schlafrock an einem großen Tische, auf welchem Papiere und Banknoten ausgebreitet lagen, dem Fondsmakler gegenüber saß, welcher Letztere, sobald er den Ankömmling gewahrte, leichenblaß wurde.

„Elender!" rief der junge Mann, „jetzt erwische ich Dich. Zu Ende ist Dein verruchtes Schwindelgeschäft!"

„Was soll das bedeuten?" fragte Mr. Vernon höchlich erstaunt.

„Das soll bedeuten, daß dieser Mensch auf Ihren gänzlichen Ruin sinnt! Der Südsee-Aktienschwindel ist heute jäh zusammengebrochen; die Aktien sind in sechs Stunden von 1000 auf 155 niedergestürzt. Morgen werden sie gar nichts mehr werth sein!"

„Das ist nicht möglich!" rief Mr. Vernon.

„Das ist die Wahrheit! Fragen Sie Mr. Henderson, der weiß es!"

„Wie, Henderson, Sie sagen mir ja das Gegentheil? Sie sagen mir, daß die Aktien steigen werden, und verlangen von mir in aller Eile 10,000 Pfund, um vortheilhaft neue Aktien zu kaufen!"

„Die Aktien werden auch noch wieder steigen," murmelte der Fondsmakler.

„Nein!" rief Owen, „mit dem Südsee-Aktiengeschäft ist es ganz aus. Wenn Sie meinen Worten nicht Glauben schenken wollen, Mr. Vernon, so warten Sie doch erst Nachrichten aus London ab, bevor Sie diesem Herrn Ihr gutes Geld geben, womit er nach Frankreich zu flüchten beabsichtigt!"

„Wenn die Südsee-Aktien solchen Sturz erlitten haben, wie Sie sagen, Mr. Meredith, so bin ich ruinirt," stöhnte Vernon.

„Mir scheint, ich habe hier nichts mehr zu thun," zischte der bankerotte Fondsmakler wüthend. „Mr. Meredith, ich räume Ihnen das Feld!"

Er stand auf und ging hinaus. Gleich darauf hörte man im Hofe den Hufschlag seines Pferdes.

— — — — — — — — — —

Für Mr. Vernon kamen einige angstvolle Monate. Den größeren Theil seines Vermögens hatte er in Aktien angelegt, die plötzlich werthlos geworden waren, und überdies Verpflichtungen zu erfüllen, die ihm entstanden waren durch seine Verbindung mit Henderson. Die gewaltige Krisis, welche den Geldmarkt erschütterte, machte ihm das sehr schwer, und ohne Owen's Hilfe, der ihm sein Kapital zur Verfügung stellte, hätte er sich nicht zu retten vermocht.

Jetzt durfte der junge Mann es wohl wagen, um die reizende Pamela anzuhalten. Und da die liebenswürdige Amazone „Ja!" sagte, so sagte Mr. Vernon nicht „Nein". Nach Verlauf eines Jahres wurde die Hochzeit gefeiert.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Das verhängnißvolle Skatspiel. — Es ist einige Jahre her, da lief in Chicago ein guter Freund von mir, ein junger Deutscher, Namens Emil Menger, sich beinahe die Stiefelsohlen ab, um in irgend einem kaufmännischen Geschäft eine Anstellung zu erlangen. Da las er eines Tages ein Inserat, demzufolge ein angesehener Fabrikant von deutscher Herkunft einen befähigten Buchhalter suchte, und begab sich in aller Eile zu ihm Sehr höflich wurde er empfangen von dem etwas grämlichen, ernsten, aber doch anscheinend sehr wohlwollend denkenden Manne.

Nachdem derselbe Menger's Papiere geprüft und sich mit ihm zehn Minuten lang unterhalten hatte, sagte er: „Ich glaube, Sie sind der rechte Mann für den Posten. Ich bin geneigt, Sie zu engagiren, vorläufig auf einen Monat. Sind wir dann miteinander zufrieden, so mag die Anstellung eine dauernde werden."

Ueberglücklich verneigte sich Emil, indem er seinen Dank aussprach.

„Doch noch Eines kommt in Betracht, ehe wir den Kontrakt abschließen," sagte da der Fabrikant. „Sie können doch Kartenspielen?"

„Warum?" fragte Menger erstaunt.

„Ja, das ist wesentlich. Ich muß darüber genaue und gewissenhafte Auskunft haben. Spielen Sie l'Hombre?"

„Nein, leider nicht."

„Oder Whist?"

„Ich muß leider gestehen, daß ich es nie so weit gebracht habe."

„Oder Poker?"

„Nur vom gelegentlichen Zusehen kenne ich dies amerikanische Spiel."

„Aber Sie spielen doch gewiß das gemüthliche Sechsundsechzig?"

„Ich konnte das einmal spielen, habe es aber, glaube ich, wieder vergessen, denn es ist gänzlich aus der Mode."

„Und wie ist es denn mit dem edlen Skat?"

„Ja, Skat spiele ich ganz vorzüglich!"

„Das thut mir unendlich leid," sprach da der Fabrikant, „dann kann ich zu meinem Bedauern Sie doch nicht brauchen. Einmal bin ich bestohlen worden von einem Kommis, der ein eifriger Spieler war, und da habe ich geschworen, nie wieder in meinem Geschäft einen Menschen anzustellen, der Karten spielt. Es ist das ein Prinzip, von dem ich zu Ihren Gunsten keine Ausnahme machen kann."

„Aber Sie stellten Ihre Fragen doch so, daß es mir scheinen mußte, Sie wären selbst —"

„Ich stellte meine Fragen so, um Sie zu prüfen."

„Wenn ich nun feierlich geloben würde, niemals wieder eine Karte anzurühren?"

„Das wäre ganz nutzlos, denn der Spielteufel hat Sie doch schon fest in seinen Klauen. Es ist das ebenso wie mit dem Tabak, dem Opium, dem Morphium, dem Branntwein. Wer einmal gespielt hat, der kann nicht mehr davon lassen. — Es thut mir also sehr leid, Herr Menger! Sie scheinen sonst ein recht netter und tüchtiger Mensch zu sein, aber ich kann einen Spieler durchaus nicht in meinem Geschäft gebrauchen. Sie müssen also wo anders Ihr Fortkommen suchen. Adieu!"

Emil ging ganz niedergedonnert fort, und als er draußen auf der Straße war, murmelte er verzweiflungsvoll: „Unglückseliges Skatspiel, das mir niemals hätte einfallen sollen!" —

Doch unverdrossen setzte er seine auf die Erlangung einer Stelle gerichteten Bemühungen fort.

Nach etwa zwanzig weiteren vergeblichen Versuchen erhielt er die Nachricht, daß in einer benachbarten kleinen Stadt der Direktor einer deutschen Aktien-Lagerbierbrauerei einen Buchhalter suche.

Er verkaufte seine Uhr, um sich mit etwas Reisegeld zu versehen, und fuhr mit dem nächsten Eisenbahnzuge nach dem Orte der Verheißung.

Der Direktor, ein alter, gemüthlicher Herr, empfing ihn freundlich, prüfte seine Papiere, ließ ihn das schöne Lagerbier probiren und sagte nach kurzem Gespräch über Geschäftsangelegenheiten: „Ich glaube, Sie sind der rechte Mann für uns!“

„Das freut mich von Herzen,“ versetzte Menger. „Ich könnte sogleich die Stellung antreten, wenn es Ihnen so genehm ist.“

„Wohl, es ist also nur noch Eines dabei zu bedenken.“

„Und was denn, wenn ich fragen darf?“

„Sie spielen doch hoffentlich Skat?“

Emil erbebte. Das war dieselbe verfängliche Frage, die ihn schon einmal so unglücklich gemacht hatte. Hier galt kein langes Besinnen. Der bittere Kampf um die Existenz, die Selbsterhaltungspflicht mußte ihn zu einer kleinen Nothlüge zwingen.

„Nein!“ rief er sehr energisch.

„Wie, Sie können wirklich nicht Skat spielen?“

„Ich verabscheue jede Art von Kartenspiel.“

„Herr Menger,“ sagte der dicke Brauereidirektor, „ich muß Sie bitten, sprechen Sie nicht verächtlich von dem edlen Skat!“

„Dazu habe ich meine guten Gründe.“

„Es thut mir sehr leid, Herr Menger, aber dann kann ich Sie zu meinem lebhaften Bedauern doch nicht gebrauchen.“

„Wie?“ schrie Emil bestürzt. „Aber, Herr Direktor, warum denn nicht?“

„Weil Sie nicht Skat spielen, bester Herr! Ich will Ihnen die Sache erklären. Hier in der Stadt waren bisher nur drei ordentliche, in alle Finessen eingeweihte Skatspieler außer mir, davon ist leider vor etlichen Wochen durch den Tod einer uns entrissen worden; somit fehlt uns jetzt bei unseren regelmäßigen abendlichen Spielpartien der vierte Mann und wird gar schmerzlich entbehrt. Deshalb habe ich, um solchem Uebelstande abzuhelfen, beschlossen, nur einen jungen Mann zu engagiren, der ein feiner Skatspieler ist.“

Zum zweiten Male war der arme Emil wie niedergedonnert. Endlich ermannte er sich und sprach kleinlaut: „Herr Direktor, ich muß Ihnen ein Geständniß machen.“

„Nun, was haben Sie denn? Sie sind ja ganz blaß geworden.“

„Ach, ich muß es zu meiner Beschämung gestehen: ich habe geflunkert! Die Wahrheit ist, daß ich ein feiner Skatspieler bin. Aber ich wagte nicht, dies zu offenbaren in meiner Noth, die mir eine Anstellung so sehnlich erwünscht macht. Um Alles zu begreifen, bitte ich Sie, mir zu erlauben, Ihnen mittheilen zu dürfen, wie es mir bei einem Fabrikanten in Chicago ergangen ist!“

Und Emil erzählte nun sein tragikomisches Abenteuer.

Da brach der wackere Brauereidirektor in ein nicht endenwollendes Gelächter aus. Endlich reichte er dem jungen Manne freundlich die Hand und sagte: „Das ist ein schöner Spaß! Die kleine Nothlüge verzeihe ich Ihnen gerne! Seien Sie mein lieber Gast heute — bleiben Sie gleich hier! Heute Abend kommen die Herren zu mir — da sollen Sie geprüft werden. Und wenn Sie würdig erfunden werden, unserem Skatquartett anzugehören, so sind Sie von morgen an wohlbestallter Buchhalter der Brauerei!“

Die Skatprobe am Abend verlief in glänzendster Weise. Emil entzückte die Partner durch sein geniales Spiel, und so war unser Sellenjäger denn endlich in den sicheren Hafen der Ruhe eingelaufen. Mögen andere junge Leute, die nach Amerika auswandern wollen, an dieser buchstäblich wahren Geschichte sich ein gutes Beispiel nehmen! [F. L.]

Humoristisches.



Indirekt.

Anna: Du, Heinrich, erkläre uns doch den Ausdruck „indirekt“.
Heinrich: Denke Dir einmal, Du möchtest der Bertha gerne einen Kuß geben; Du gibst denselben aber nicht ihr, sondern mir, und ich gebe denselben dann an Bertha weiter, dann hast Du ihr den Kuß „indirekt“ gegeben.



Ganz einfach.

Richter: Weshalb stahlen Sie denn dem Fräulein dort das Portemonnaie aus der Tasche?
Angeklagter: Ganz einfach: weil sie es mir freiwillig doch nicht gegeben hätte!

Passende Antwort. — Zur Feier der Vermählung Marie Antoinettens mit dem Dauphin, im Jahre 1770, wurden großartige Festlichkeiten arrangirt, und die Staatskasse übermäßig angegriffen.

Ludwig XV. fragte, als Alles vorüber war, seinen Finanzminister de Terray, wie er die Feste gefunden habe? — „Unbezahlbar, Majestät,“ antwortete dieser. [—dn—]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 5.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 3:
Säen ist nicht so beschwerlich als ernten.

Aufgabe.

In jeder der unter Tiger stehenden Zeilen sind zwei Buchstaben so zu ändern, daß die letzte Zeile den Namen Anton bildet; die zu ändernden Buchstaben sind durch ein ? angegeben. In der zweiten Reihe würden also die Buchstaben i, e, r stehen bleiben, t und g dagegen wären durch neue zu ersetzen u. s. w. — Die drei zu suchenden mittleren Worte bezeichnen: 1) ein Flüssigkeitsmaß, 2) etwas, das Jeder sich als ein glückliches wünscht; 3) eine Art Erker.

T i g e r
? — ? — —
? ? — — —
— — — ? ?
— ? — ? —

[Claire v. Glümer.]

Auflösung folgt in Nr. 5.

Logogryph.

Ich liege — ein Eiland — in Asiens Nähe,
Doch unter Prophetens ich kopflos stehe.

Auflösung folgt in Nr. 5. [Emil Noot.]

Auflösungen von Nr. 3: des Anagramms: Laune, Lenau, Ulane; des Scherz-Räthsels: Yacht — acht.

Verlag der **Thorner Ostdeutschen Zeitung, Kommandit-Gesellschaft auf Actien.**
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.